

aus der „Dunkelheit eines alten barbarischen deutschen Dialekts“

(Edward Gibbon, englischer Historiker)

Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?

Einführung

Wir (die Deutschschweizer) schreiben nicht so, wie wir reden, was global gesehen absolut keine ungewöhnliche Situation ist, wie Hugo Loetscher in seinem Essay mit vielen Beispielen erklärt. Diese Feststellung ist jedoch nur eine halbe Wahrheit. Wir reden nicht nur Mundart, sondern auch Hochdeutsch, die Sprache, in der wir schreiben: Beim Gericht, in Versammlungen und im Parlament, in der Kirche und in der Schule. Unser Alltag ist ein ständiges Neben- und Ineinander von Hochdeutsch und Mundart, was kein Sprachengemisch bedeutet. Im Gegenteil: Mischsprachen sind verpönt, was sie nicht ausschließt. (z.B. das so genannte „Großratsdeutsch“ = standarddeutsches Vokabular und Satzbau mit schweizerdeutscher Aussprache kombiniert. Das geschieht dann, wenn die Manuskripte auf Standarddeutsch abgefasst werden, leicht zu erkennen an falschen Relativpronomen, Bildung des Futurs mit „werden“, vielen Präsenspartizipien (das Schweizerdeutsche kennt kein Partizip Präsens) und Häufung von Wörtern auf -ung.)

Die Bezeichnung „mediale Diglossie“ ist nur mit einigen Einschränkungen zutreffend. Mündlich Schweizerdeutsch, schriftlich Standarddeutsch ist eine grobe Vereinfachung, die in wichtigen Bereichen die Realität überhaupt nicht trifft. Die Regeln für die Wahl der Sprache, Schweizerdeutsch oder Standarddeutsch, sind im Einzelfall sehr kompliziert, dem Deutschschweizer im Allgemeinen wenig bewusst. Er hat sich im Laufe seines Lebens so sehr daran gewöhnt, dass er die Kompliziertheit der Regeln gar nicht bemerkt. Oft weiß er aus der Erinnerung auch gar nicht mehr, ob in einer Veranstaltung oder Radiosendung Schriftdeutsch oder Mundart gesprochen wurde. Prinzipiell gilt: je offizieller, formeller ein Anlass ist, desto eher wird Standarddeutsch gesprochen. Je lokaler, desto mehr Mundart. Die Verpflichtung, Möglichkeit oder Erlaubnis, Standarddeutsch zu sprechen, umfasst dabei aber nur Äusserungen, die sich direkt auf die entsprechende Situation beziehen.

Ein Beispiel: Die Vorlesung ist Standarddeutsch; die Frage eines Studenten erfolgt auf Mundart oder Standarddeutsch, je nach dem, ob die Vorlesung formell beendet ist oder nicht, ob es schon geklingelt hat oder nicht.

Bei eidgenössischen Festreden spielt allerdings eine Rolle, dass französisch- und italienischsprachige Personen teilnehmen, so dass Standarddeutsch ein Gebot der Höflichkeit ist. Ansonsten entscheiden sich Deutschschweizer nur im „kommunikativen“ Notfall dafür, Hochdeutsch zu sprechen. Wenn alle Beteiligten Dialekt sprechen bzw. verstehen, ist er als gesellschaftliche und psychologische Norm vorgeschrieben.

Der Ausdruck “Schweizerdeutsch“ gehört nicht nur in den sprachwissenschaftlichen Bereich, sondern auch in den sozio-kulturellen. Zwar wird damit jedes in der Schweiz gesprochene Deutsch bezeichnet, aber Schweizerdeutsch erhält eine emotionell-psychologische Wertung, hin bis zur Stilisierung und Ideologisierung.

Auch in Süddeutschland wird Dialekt gesprochen, aber jenseits der Staatsgrenze herrschen grundsätzlich andere Sprachverhältnisse. Ein Schweizer in Südbaden spricht Hochdeutsch und „vergisst“ oder nimmt nicht wahr, dass dort trotz der Tendenz zur Standardisierung noch Dialekt vorhanden ist /gesprochen wird und die Dialekte praktisch identisch sind. Dem Deutschen ist umgekehrt nicht bewusst, dass die Sprachrealität in seinem Gebiet weitgehend vom Hochdeutschen geprägt ist (Vorab in städtischen Gebieten ist die Sprache stark durch Standardisierungsprozesse geprägt. z.B. in der Aussprache: Chilbi <Khilbi) und dass dies von den Schweizern ständig wahrgenommen wird.

Wichtig ist, dass in der Deutschschweiz die beiden Varietäten nicht gemäß dem Schema high/low bewertet werden, während in Deutschland diese Bewertung durchaus vorhanden ist. Dazu ist der Gebrauch der Varietäten in der Schweiz „use-oriented“ zu beurteilen im Gegensatz zum Binnendeutschen, wo eine „user-oriented“ Diglossie vorliegt.

Aus einer Untersuchung (Felicia Pantò, 16 Kinder und deren Mütter in Rippolingen, im südlichen Baden an der deutsch-schweizerischen Grenze) geht hervor, dass diese Mütter mit ihren Eltern und meist mit ihrem Mann Mundart sprechen, mit den Kindern hingegen überwiegend Hochdeutsch, weil sie glauben, dass die Kinder durch die hochdeutsche Sozialisierung bessere Schul- und Berufschancen haben. Die meisten Kinder beherrschen die Mundart nur passiv. Die Standardsprache hat – trotz der im Wesentlichen gleichen dialektalen Basis – eine grundsätzlich andere soziolinguistische Stellung als jenseits der Grenze auf Schweizer Seite. Im Unterschied zur welsch-französischen Situation liegt zwischen der Deutschschweizer Mundart und dem Hochdeutschen ein linguistischer Graben. Bei Schweizer Eltern wäre es unvorstellbar, dass sie im alltäglichen Kontext mit ihren Kindern Hochdeutsch sprechen würden. Wer Schriftdeutsch spricht, wird automatisch als Ausländer eingestuft, es sei denn, er habe den sympathischen welschen Akzent.

Der schriftliche Gebrauch des Hochdeutschen ist durch alle Schichten hindurch unbestritten, auch wenn natürlich nicht alle in gleichem Ausmaß Hochdeutsch schreiben. „Hochdeutsch schreiben geht schneller als Schweizerdeutsch schreiben.“ (Man hat es ja nie gelernt.) Und: „Mit dem Hochdeutschen ist eine klarere Ausdrucksweise möglich,“ heißt es etwa. Man hält es im Allgemeinen nicht für problematisch. Demgegenüber ist der mündliche Gebrauch des Hochdeutschen ein offensichtlicher Problembereich, der sich allerdings je nach privater und beruflicher Situation individuell sehr unterschiedlich gestalten kann.

Hochdeutsch ist in erster Linie Lese- und Schreibsprache. Gesprochenes Hochdeutsch ist nirgends alleinige gesprochene Varietät, in allen Bereichen liegen Überlappungszonen vor, in denen sich die Dominanz der einen oder der anderen Varietät ständig verschiebt. Fast undurchschaubar ist das Bild bei den elektronischen Massenmedien.

Da Schweizerdeutsch stets als eine gesellschaftlich vollständige Sprache galt, kam es nie in Gefahr, wegen sozialer Vorurteile aufgegeben zu werden. Allerdings schien die Stellung des Dialekts nicht immer so gefestigt, vor allem in der Zeit vor 1914. Nach 1933 wurde das Schweizerdeutsche zum Symbol nationaler Eigenständigkeit. 1937 forderte Emil Baer (1884 – 1945) sogar, das Schweizerdeutsche zu einer selbständigen Schriftsprache auszubauen, die in Schule und öffentlichem Leben und Druckerzeugnissen an Stelle des Hochdeutschen gebraucht werden sollte.

Die Mundart hat sich seit den sechziger Jahren in Gebieten breit gemacht, die bisher vorwiegend dem Hochdeutschen vorbehalten gewesen waren, bis zu dem Grad, dass die Schweizer Regierung einen Appell zugunsten des gesprochenen Hochdeutsch erließ, dies aus Sorge wegen der Kommunikation mit den nicht-deutschen Mitbürgern. Sofern die in der Schule Deutsch lernen, lernen sie Hochdeutsch. Auf's erste mögen ein „Dictionnaire français/suisse-allemand“ nützlich sein. Aber letzten Endes ist eine solche Hilfeleistung nicht ein Entgegenkommen, sondern eine subtile Form des Mundart-Imperialismus. Warum sollten Französischsprachige eine Sprache lernen, die ihnen lediglich helvetisches Territorium erschließt und nicht den gesamten deutschsprachigen Kulturraum? Die Vernachlässigung des gesprochenen Hochdeutsches bedeutet nicht nur Terrainverlust, sondern auch Qualitätsverlust. Eine Sprache ist soweit lebendig, als sie gesprochen wird. Konversation sowie Debatte sind nicht bloße Anwendung von Sprache, sondern auch Experimentierfeld und Laboratorium, sprachliche Auseinandersetzung mit Alltag und Aktualität, d.h. Konfrontation mit neuen Gegebenheiten, die auch nach verbaler Bewältigung verlangen. Ohne die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit degradiert die Sprache zu dem, was man Schriftsprache nennt, eine unglückliche Bezeichnung, irreführend, da sie den Anwendungsbereich der Sprache des Kreativen ihrer Mündlichkeit beraubt.

Schweizerdeutsch und Sprachpolitik

Die Frage, wie wir selber das Schweizerdeutsche einstufen wollen, ob als **Sprache oder Dialekt**, ist letzten Endes eine politische Frage, auch wenn es dabei um das subjektive Verhältnis eines Volkes zu seinem Idiom geht.

In der Deutschschweiz ist die Sprachsituation tatsächlich und definitiv eine andere als in Deutschland. In der deutschen Schweiz dominiert überall der Dialekt, und zwar "statistisch" wie "emotional".

Es ist davon auszugehen, dass der Deutschschweizer über jedes Thema in fast jeder Situation Mundart spricht. Deshalb ist dem Modell des Bilingualismus der Vorzug zu geben gegenüber dem Modell der Diglossie. Objektiv müssen wir feststellen, dass die gesprochene Mundart nahezu alle Funktionen wahrnimmt, die anderswo einer gesprochenen Hochsprache zukommen, während das gesprochene Hochdeutsch als Zweitsprache funktioniert, die man in gewissen Kommunikationssituationen mehr noch verwenden darf als verwenden muss.

Was das Standarddeutsche betrifft, so sind die tatsächlichen mündlichen und schriftlichen Kompetenzen (nicht nur unter den Jugendlichen) sehr unterschiedlich, was schulisch eingeforderte Texte anbelangt, vor allem wenn sie orthographisch korrekt abgefasst sein sollten. Defizite sind unleugbar. Beim dialektalen Schreiben scheint das anders zu sein. Umfang und Unerschrockenheit der Verschriftlichung in der Deutschschweiz sind eine unmittelbare Folge der Dialektdominanz. Die vielbeklagte Sprachinkompetenz punkto Standarddeutsch geht eher auf die Lehrer zurück als auf den Dialektgebrauch.

Da die Kinder der Schweizer und der Zugewanderten nach allgemeiner Ansicht schlecht Hochdeutsch sprechen, wird seit einiger Zeit Gegensteuer gegeben. Hochdeutsch soll schon im Kindergarten gesprochen werden und die Unterrichtssprache soll für alle Fächer Hochdeutsch sein. Andererseits wird bereits auf der Unter- und auf der Mittelstufe Englisch und Französisch gelehrt; ob auch gelernt ist eine andere Frage. Zurückstehen müssen die Dialekte. Englisch legt im innerschweizerischen Verkehr schriftlich und mündlich zu. Das könnte auf die Länge einen entscheidenden Verlust für die schweizerische Identität bedeuten.

Die größte Gefahr für den Dialekt dürfte heute einerseits von den Zuwanderern aus dem Balkan und der Türkei kommen bzw. von deren Kindern, (Unter diesem Einfluss verändert sich das Zürichdeutsche hörbar.) andererseits von der **Einführung der Schriftsprache schon im Kindergartenalter und von der Implantation des Frühenglischen und des Frühfranzösischen**, wie es der Zürcher Bildungsdirektor durchgeboxt hat. So können die Eingesessenen die Zugewanderten nicht mehr absorbieren.

Die fünfte Landessprache

Soll das Schweizerdeutsche im Sprachenartikel der Bundesverfassung figurieren? Diese Frage wurde mit der Begründung, Schweizerdeutsch als Nationalsprache sei bereits geltendes Recht, als überflüssig abgetan. Für die Angehörigen der anderen Sprachgruppen in der Schweiz bedeutet die Dominanz des Schweizerdeutschen in der Suisse alémanique zweifellos eine Komplikation.

"Wenn ich mit welschen Mitbürgern Französisch oder Schweizerdeutsch spreche, so fühle ich mich < à mon aise >, wenn es aber auf Hochdeutsch geschieht, so spüre ich zwischen uns etwas wie eine gläserne Wand; wir verstehen einander zwar, aber es ist ein rein intellektuelles Verstehen, ein gefühlsmäßiger Kontakt fehlt." (Baur, 1983; 67)

Als Umgangssprache leisten die Dialekt das, was beispielsweise an den Mikrofonen von Radio und Fernsehen von ihnen erwartet wird. Nachlesen lässt sich dies in den Empfehlungen für den Gebrauch von **Mundart und Hochsprache beim Radio und Fernsehen der deutschen Schweiz**: aus dem Abschnitt über den Stellenwert von Mundart und Hochsprache: (1983)

Wichtig für die Geltung der Mundart ist der Faktor der Identifikation. Der Deutschschweizer glaubt, in seiner Mundart mehr sich selber zu sein. Er fasst sie als vertrauter auf als das Hochdeutsche und zeigt daher mehr Bereitschaft zu verstehen.

Gute Sprache am Mikrofon - ob Mundart oder Hochsprache - ist sprechsprachlich, partnerbezogen, sachgerecht und formbewusst.

Verständlich formulieren kann man sowohl in Mundart wie auf Hochdeutsch.

Jeder Sachbereich lässt sich sowohl in Mundart als auch auf Hochdeutsch behandeln, wobei sich Unterschiede in der Behandlungsweise zeigen können.

Von besonderer Bedeutung sind hochdeutsche Sendungen für das Verhältnis zu den anderen Sprachregionen der Schweiz.

Wer für eine Sendung den Entscheid Mundart/Hochsprache trifft, sollte sich vor allem bewusst sein, dass er einen Entscheid trifft. Er sollte ihn deshalb auch begründen können.

Informationen, die sich eindeutig nicht nur an Deutschschweizer richten, sind Hochdeutsch zu vermitteln.

Die sprachlichen Eigenarten des Schweizerdeutschen

Auffällige Erscheinungen sind das **Bind-n**, das zwei Vokale verbindet und **häufige Assimilationen**. (typisch für eine vorwiegend gesprochene Sprache)

Beim **Substantiv** sind die Kasusunterscheidungen im Wesentlichen beseitigt. (Dativplural wird fast nur noch mit dem Artikel angegeben: mit de hünde > **mit de hünd**, uf de chnüüne > **uf de chnüü**, aber **sid jaare**)

Der Genitiv existiert nur in wenigen (altertümlichen) Ausdrücken.

um Gottes wile, i Gotts name, um Himmels wile, myner läptig (solange ich lebe)

Nominativ und Akkusativ unterscheiden sich nur bei den Personalpronomen.

Für die Besitzanzeige wird eine Konstruktion aus Dativ und Possessivpronomen verwendet, der so genannte "possessive Dativ".

Bsp. Em puur isch sys huus abepränt. = **Em puur sys huus isch abepränt.**

Ich gibs em tokter syner frau ; em Adrian syn hund ; däre chatz iri junge.

Diese Konstruktion ist nur möglich, wenn das regierende Wort mit dem bestimmten Artikel versehen ist, und wenn das abhängige Wort (im Stdt. im Genitiv) eine Person bezeichnet.

Andernfalls braucht man die Umschreibung mit **vo**.

Pluralbildung

Im Schweizerdeutschen sind viele Wörter endungslos geworden bzw. haben ihren charakteristischen Wortausgang verloren. Damit wird eine regelhafte Zuordnung noch schwieriger als im Standarddeutschen. Die Systeme sind abstrakt betrachtet recht ähnlich, doch ist die lexikalische Belegung der einzelnen Typen sehr verschieden.

An systematischen Unterschieden sind die folgenden hervorzuheben:

- a) Ein großer Teil der Substantive bildet den Plural endungslos. **fisch, schüssle, gweer, teppich scheff, auto**, (s-Plural „gibt“ es nur unter stdt. Einfluss)
- b) Der Umlaut als Pluralanzeiger ist weit häufiger als in der Standardsprache. Wegen der Apokope der Endung –e gibt es mehr Fälle, in denen der Plural alleine durch den Umlaut ausgedrückt wird. Bsp. **böim, sääl, hünd, näme, chnöche, äärm, tääg, möönd, tröpfe, chöschte, mönät, romään, balöön, schtöff, tökter, prüeff**
- c) –e mit Umlaut kommt nur in Verwandtschaftsbezeichnungen vor (**müetere**)
- d) -(e)n kommt nicht vor. In der Mundart haben wir hier meistens –e (**fraue, buebe, oore, auge**)
- e) –er ist weit häufiger als im Hochdeutschen (**rösser**), vor allem bei neutralen Substantiven.
- f) Pluralbildung auf –ene (**chuchene, jaggene**), im Stdt. unbekannt.

Beim **Verb fehlen** gegenüber dem Standarddeutschen das Präteritum und das Futur.

Das Perfekt verdrängte das Präteritum, nachdem beide funktionsgleich geworden waren.

Zum Ausdruck der Vorvergangenheit (Plusquamperfekt) dient das „doppelte Perfekt“, auch „Überperfekt“ genannt.

Bsp. **er isch scho ggange gsii** (er ist schon gegangen gewesen = er war schon gegangen/weg)
ich has gmacht ghaa

Reduplikation

Im Schweizerdeutschen gibt es viele verkürzte Verbformen (**gèè, loo/laa; choo; gaa**). Wenn diese Verben mit einem einfachen Infinitiv verbunden werden, tritt zusätzlich eine Kurzform des entsprechenden Verbes sozusagen als Partikel vor den Infinitiv. (**ich chume cho(ge)/go(ge) hälffe; ich ga/gane/gang go(ge) poschte; S chunt cho rägne.**)

Eine auffallende Differenz besteht schließlich in der Wortstellung bei Konstruktionen mit Modalverb und Infinitiv.

Bsp. **Si weiss, das er wett gaa.**

Er hätten gsee häiräne.

Si hättem s buech wele schänke. / Si hät welen e wuurscht ässe.

Die übliche Schweizerdeutsche Stellung ist im Hochdeutschen ungrammatisch. Umgekehrt ist die hochdeutsch übliche Stellung im Schwdt. zwar nicht autochthon, aber in jüngster Zeit unter dem Einfluss des Hochdeutschen zunehmend üblich geworden.

Konjugation

Das im Standarddeutschen zu /e/ gewordene /i/ im Singular ist auch in der ersten Person sg. erhalten geblieben:

ich nim(e) / gib / wird / hilf / lis

einige Verben, die im Stdt. in der 2. und 3. P. Sg. einen Umlaut aufweisen, haben im Zd. keinen Umlaut: **du faarsch, du haltisch, er fallt**

Die Pluralformen haben sich aufeinander zu entwickelt oder angeglichen. (**Einformen-Plural**)

Was die Verkonjugation an sich betrifft, so gibt es in den verschiedenen Dialekten eine enorme Formenvielfalt. Der Sprachatlas Schweiz notiert 150 verschiedene Paradigmen für das Verb *gehen*. Das Präsens der unregelmässigen Verben unterscheidet sich in unvorausagbarer Form vom Stdt.

Die **Subjunktiv- und Konditionalformen** sind sehr lebendig geblieben und haben sich sogar um „wilde“, analog gebildete Formen erweitert: göch (statt göng) od. gieng, oder mieg (statt möcht), ich miech, ich mäinti

Konjunktiv I ist in der indirekten Rede und in indirekten Fragen praktisch obligatorisch.

Die Hilfsverben **sii** und **haa** zeichnen sich durch zahlreiche Alternativformen des Subjunktiv aus:

er seg/ segi/ seig / seigi / sig / sigi
er heb / hebi/ hegi/ heig / häig/ häigi / häi

Konj.II

Bsp. **Miechschs äntli, so wèers erledigt.**

Als Ersatz für die Umschreibung mit wèerde ist das Verb tue (tun) sehr verbreitet

er tög/tèèt bade

Die Bildung des **Partizips (perfekt)** erfolgt im Grunde mit den gleichen Mittel wie im Stdt.

schwache Verben: -t / -et starke Verben : -e Augment des Partizips: g-

Nach den Gesetzen der Assimilation kann dieses g- verschiedenen Veränderungen unterliegen, je nach dem Laut, vor den es tritt.

Mit b d g verschmilzt es zu p t gg

pränt tient ggosse punde

vor p t k z wird es unhörbar/ verschwindet es

pumpet trunke kânt zünt

weiter: **ganglet, gsunge, gläbt, gschickt**

oder: **gschune, gschume, gwunke, tosche** (getäuscht); **prunge** (gebracht) (stark statt schwach)

auch: **gspaziert, gstudiert, ...** jedoch: **negiert, regiert, assimiliert, abstrahiert**
(seltener Wörter)

Die Verben mit verkürzten Formen **gèè nèè laa choo** werden zu
 ggèè gnoo glaa choo

Die **Relativsätze** werden immer mit **wo(wa)** gebildet. Es kann im Relativsatz die Funktion des Subjekts und des Akkusativ-Objekts übernehmen, hingegen nicht diejenige eines Dativ-Objekts oder Präpositionalobjekts. Solche Relativsätze erfordern neben dem Relativpronomen /Relativpartikel ein separates Dativ- bzw. Präpositionalobjekt:

S buech, wo ufem tisch liit, ghöört minere schwöschter.

de maa, wo si nem zueglueget händ - dèè taag, wo mir druf warted - de maa, wo pfrau vonem das chliine lädeli hät ...

Partizip präsens

Das Schweizerdeutsche kennt kein Partizip Präsens: Singend zogen die Kinder durch die Straßen. = **d chind händ gsunge und sind dur d straasse zoge.**

Aber heute werden sie aus dem Deutschen übernommen: **am laufende band, vom faarende zuug, ygryffendi maassnaame ...**

Gesamthaft finden wir weniger komplizierte Sätze, Reihungen und Beiordnungen statt Verschachtelungen, beides erleichtert das Verständnis. Der Nominalstil fehlt praktisch in der Mundart.

Bsp. Die Eroberung des Weltraumes durch die Amerikaner = **Zum de wältruum z eroberer händ d Amerikaner ...**

Laute

Die ausgeprägtesten Unterschiede zwischen dem Schweizerdeutschen und dem Standarddeutschen finden sich zweifellos auf der Ebene der Laute, und sie betreffen sowohl die Art wie auch die Anzahl der Laute. So fehlen dem Schwdt. etwa die stimmhaften Konsonanten, der Unterschied

b d g / p t k wird allein durch die „Artikulationsstärke“ gebildet, dagegen besitzen unsere Mundarten mehr Vokale und Diphthonge.

Wichtig für den unterschiedlichen Lauteindruck ist auch die Verteilung der Laute in offensichtlich verwandten Wörtern. Einem Stdt. Maus entspricht **muus**, aber einem stdt. Rauch ganz ähnlich klingendes **rauch**, während schwdt. **ruuch** zu Stdt. **rauh** gehört.

mhd. ruh = nhd. rau(h), aber zd ruuch

mhd. rouch = nhd. Rauch, zd. rauch.

Sandhi / Das Binde-n (Binde-r)

Sandhi nennt man die für das Schweizerdeutsche typische Überbrückung des Hiatus - Zusammenstoß zweier Vokale - durch ein Gleit-n. Wenn zwei Vokale im Satz zusammenstoßen, werden diese Vokale oft durch ein eingeschobenes -n miteinander verbunden. Vor allem nach unbetoneten Endungs-e, nach Präpositionen und nach den Konjunktionen **wie** und **wo** kann man es häufig antreffen, auch dort, wo es historisch nicht begründet ist, d.h. wo nie ein -n vorgekommen ist. Es ist eine Auswirkung des weichen Vokaleinsatzes. Das Sandhi-n wird zum nächsten Wort hinübergezogen wie die Liaison des -s im Französischen. Die Stimme darf keinen Moment aussetzen. In der Schreibung wird das Binde-n zur Vereinfachung ohne Bindestrich an das vorangehende Wort angehängt. Da es im Schweizerdeutschen überhaupt keine Wörter gibt, die auf unbetonetes-en ausgehen, kann man das Sandhi-n trotz der Zusammenschreibung ohne weiteres als solches erkennen.

binis, woni cho bi, en schönen aabig, sonen chabis, s ghöört der alte frau

Assimilation

Wenn zwei Konsonanten, die an verschiedenen Stellen artikuliert werden, zusammenstoßen, gleichen sie sich einander nach bestimmten Regeln an (Verschmelzung): sie assimilieren sich. Dies nicht nur innerhalb eines Wortes, sondern auch über die Wortgrenze hinaus.

In der geschriebenen Mundart werden im Dienste einer leichteren Lesbarkeit gewöhnlich nicht alle berücksichtigt, da sie das Wortbild verundeutlichen und die Wortgrenzen verwischen, beim Vorlesen kommen sie dann wieder voll zur Geltung.

Die Regeln für die Assimilation sind folgende:

vor m f p b wird :

n zu m (nd/nt zu mp/mpm) **t zu p** (pm/pf)

d zu p (oder b)

kän puur käm puur
en bèèrg em bèèrg

er hät mi er häpmi
entfèerne empfèerne

badmantel babmantel/bapmantel
d puure = ppuure = puure

nd bei Verben wird vor dem Personalpronomen <mer> völlig assimiliert:

gänd mer gämmer / gömmer / tü(e)mmer / wämmer / chömmer

vor k ch gg g wird:

n zu ng

t / d zu gg bzw. kch

en baggascht
is beggaa

häsch ggchue (kchue) gsee
er chungkcho (s auto flicke)

si hänggässe
es häkchä kafi me.

vor sch wird:

z / d zu tsch **s zu sch (schsch)** ; **z + s = z**

si chuntschspringe brämschpuur ganzicher
tschstraass schschiibäi

zwei gleiche Konsonanten verstärken sich:

b + b zu p **d + d zu t** **g + g zu gg** **s + s zu ss** (z + z = z z)
apoue retuu ggèè ssiibli

Diese Lautangleichungen erfolgen auch wenn mehr als zwei der fraglichen Laute aufeinanderfolgen. Der Reihe nach werden also (je nach dem) von hinten nach vorne alle Laute angeglichen:

Beispielsweise wird so sind braav über sinp braav zu simpraav
er kânt mi zu er kämpmi

b m ck gg assimilieren sich nicht an folgende Konsonanten.

... um eure Neugier zu wecken

November 2009

Mit lieben Grüßen

Regine Nadler

Bibliografie

Artur Baur
Was ist eigentlich Schweizerdeutsch
Gemsberg-Verlag Winterthur 1983

Artur Baur
Schwyyzertüütsch Grüezi mitenand
Gemsberg-Verlag Winterthur 1977 (Neuaufgabe 2008)

Hg. Gerhard W.Baur, Hans-Rüdiger Fluck
Warum im Dialekt, Interviews mit zeitgenössischen Autoren
Francke Verlag Bern 1976

Walter Haas
Die deutschsprachige Schweiz; in:
Die viersprachige Schweiz
Hrsg: Robert Schläpfer und Hans Bickel
Sauerländer Aarau 2000

Häcki Buhofer Annelies / Burger Harald
Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen
ZDL Beihefte Band 98
Franz Steiner Verlag Stuttgart 1998

Andreas Lötscher
Schweizerdeutsch: Geschichte Dialekt Gebrauch
Verlag Huber Frauenfeld / Stuttgart 1983

Hugo Loetscher
äs tischört und plutschins
Über das Unreine in der Sprache - eine helvetische Situierung
Vontobel-Stiftung, 2000

Viktor Schobinger:
säit me soo oder andersch?
Schobinger-Verlag Zürich 2008

zürichdeutsche kurzgrammatik
Schobinger-Verlag Zürich 2007

Zürichdeutsch kurz und bündig
Schobinger-Verlag Zürich 2006

Erika Werlen(Sprachenportfolio), Helen Christen(Chat),
Rudolf Schwarzenbach(Tappolet) in:
Elvira Glaser, Peter Ott, Rudolf Schwarzenbach (Hrsg.)
Alemannisch im Sprachvergleich
Germanistik ZDL-Beiheft 129 / Franz Steiner Verlag 2004
